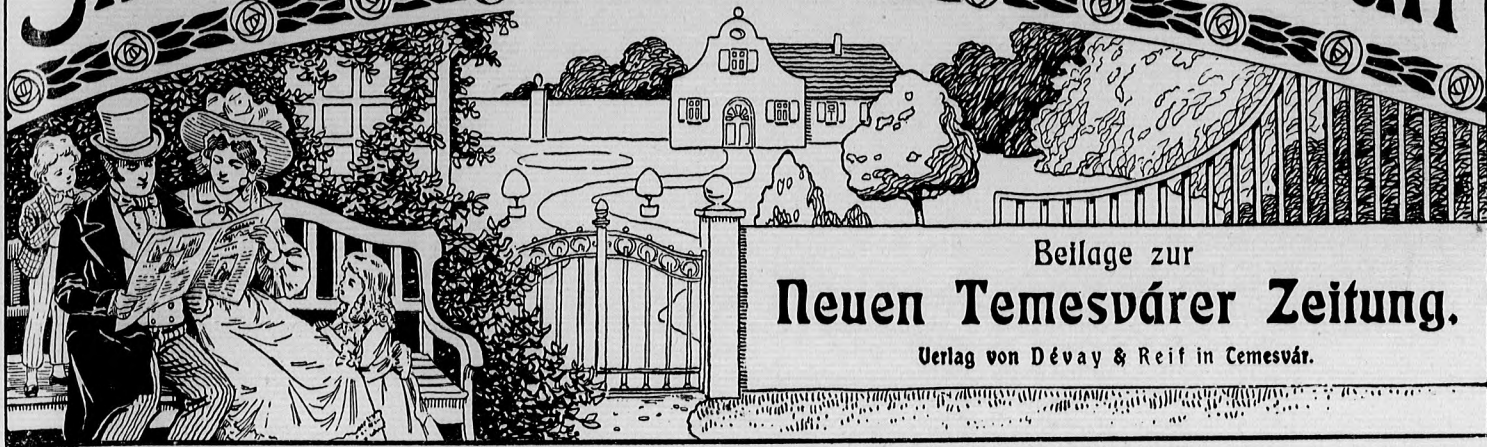


Illustriertes Unterhaltungs-Blatt



Beilage zur
Neuen Temesvárer Zeitung.

Verlag von Dévay & Reif in Cemesvár.

Künstlerblut.

Roman von D. von Ellendorf.
(Fortsetzung.)



„Er trat der Diener ein und meldete Doktor Praß. Eine Handbewegung der Dame deutete an, daß sie bereit sei, den Besucher zu empfangen; der ehemalige Rechtsanwält trat ein.“

„Bringen Sie mir neue Nachrichten, Doktor?“ rief sie ihm entgegen, ohne ihre Lage im geringsten zu verändern und ohne seinen Gruß zu erwidern.

„Es ist wenig genug, gnädige Frau Baronin, immerhin aber etwas!“ versetzte der Gefragte, während er sich ohne Umstände einen Stuhl heranrückte und auf demselben Platz nahm. Sein ganzes Auftreten deutete an, daß er in diesem Hause ziemlich heimlich sei.

„Lassen Sie hören!“ forderte die Baronin ihren Gast auf, sich ein wenig emporrichtend.

„Der junge Graf Tembrowski ist von einer wahrhaft beängstigenden Solidität und scheint allen Verlockungen gegenüber kalt zu bleiben“, berichtete Praß, die Handschuhe abstreifend. „Neulich hatte ich in meiner Wohnung ein kleines Feuerveranstaltet, ein an sich unschuldiges Spiel, bei dem man freilich, wenn man es forciert, immerhin ein nettes Süssmichen loswerden kann. Ich hoffte, er werde sich von der Leidenschaft hinreißen lassen, etwas zu riskieren, zumal ich weiß, daß er gegenwärtig über reichliche Geldmittel verfügt, aber ich hatte mich getäuscht. Zwar beteiligte er sich anstandslos halber am Spiel, aber mit einer für sein Alter geradezu unbegreiflichen Ruhe und Kaltblütigkeit. Selbst als Champagner serviert wurde, nippte er kaum, während sein Oheim, der fast vierzig Jahre älter ist als er, ein Glas nach dem anderen hinunterstürzte und mit einer Leidenschaftlichkeit setzte, die ihm nicht unbedeutende Verluste brachte. Rühmend wert war die Bereitwilligkeit, mit welcher sein Neffe und Mündel ihm eine namhafte Summe vorschob, als er bemerkte, daß dem Alten das Geld ausgegangen war.“

„So scheint er den Wert des Geldes nicht sonderlich zu achten“, warf die Baronin ein.

„Darüber bin ich mir selbst noch nicht klar; der Charakter dieses jungen Mannes ist voller Widersprüche“, erwiderte der Jurist.

„Er setzte mit eiserner Konsequenz nie mehr als eine bestimmte, unbedeutende Summe auf die Karte, obgleich er mit entschiedenem Glück spielte. Das ließ auf große Vorsicht, wenn nicht auf Geiz schließen. Dennoch reichte er seinem Oheim ohne Besinnen eine Handvoll Banknoten, als er sah, daß dieser des Geldes bedurfte; das würde wieder für Ihre Ansicht sprechen, gnädige Frau.“

„Haben Sie nichts über seine Pläne für die Zukunft erfahren können?“ forschte die Dame. „Er ist doch schon mehrere Monate hier und müßte sich doch nun klar geworden sein, ob er auch das Frühjahr und den Sommer hier zubringen will.“

„Der Mensch ist unberechenbar in seinen Entschlüssen, und er scheint es zu lieben, sie so lange als möglich geheim zu halten. Rasch, unerwartet gibt er seiner Bedienung Befehle und läßt fast immer dem Entschlusse die Tat folgen, oft mit einer ganz ungerechtfertigten und unmotivierten Eile.“

Über das schöne Gesicht der Dame flog ein beifälliges Lächeln. „Willenskraft bei einem Manne ist eine Eigenschaft, die ich hochschätze“, sagte sie. „Auf solche Menschen darf man rechnen, sie sind zuverlässig und besitzen Ehrgefühl, wenn sie auch bisweilen schroff und bizarr sein mögen.“

„Im übrigen habe ich Grund zu glauben, daß der junge Graf Alexis unsere Stadt nicht so bald verlassen wird, wenigstens vorläufig nicht“, erzählte der ehemalige Advokat weiter.

„Woraus schließen Sie das, Doktor?“ fragte gespannt die Baronin.

„Wenn unsere Wahrnehmungen nicht täuschen, ist der junge Graf verliebt“, versetzte jener, „und es wäre daher leicht möglich, daß er hier gefesselt würde.“

Die Dame sprang empor. „Verliebt, sagen Sie?“

rief sie mit ungeheuchelten Erstaunen. „In der Tat, das wäre interessant. Aber wie kommen Sie auf diese Vermutung, Herr Doktor? Es müssen doch hier Indispositionen vorliegen, die bei dem verschlossenen Charakter des jungen Grafen doppelt auffallend sind.“

„Das ist sehr einfach, gnädige Frau. Sie wissen, daß der alte Graf Tembrowski Veranlassung hat, sich über alles, sogar über das Tun und Treiben seines Neffen möglichst genau zu informieren; die Mittel und Wege, durch welche dies erreicht wird, kommen hierbei weiter nicht in Betracht. Er hat sich mit dem Kammerdiener des Grafen Alexis ins Benehmen gesetzt und ihn zu bestimmen gewußt, daß er dem Alten über seine Beobachtungen genauen Bericht erstattet. Kürzlich fand der Kammerdiener in der Briefftasche seines Herrn, die er einer Not-



Das neugegründete Lehrlingsheim in Charlottenburg. (Mit Text.)

tasche entnommen hatte, das Porträt eines jungen Mädchens, sorgfältig in parfümiertes Seidenpapier eingehüllt. Es ist aber noch nicht gelungen, etwas Näheres über das Mädchen zu erfahren, so viel Mühe sich auch der Graf schon gegeben hat, die geheimen Wege seines Neffen auszukundschaften.

Die Baronin machte ein sehr enttäuschtes Gesicht.

„Wer sagt Ihnen denn, daß hier von einer ernstlichen Neigung die Rede ist?“ warf sie leicht hin. „Man findet die Photographie eines Mädchens in der Rocktasche und bildet sich ein, es handle sich um eine Heirat. Diese Argumentation steht denn doch auf zu schwachen Füßen, lieber Doktor, als daß ich daran glauben könnte; eine flüchtige Laune, eine kleine interessante Täuschung — das ist alles!“

„Darin bin ich nicht Ihrer Meinung, gnädige Frau; das entspricht ganz und gar nicht dem Charakter des jungen Mannes. Er ist viel zu ernst, als daß er an dergleichen Täuschungen Gefallen finden sollte, dagegen entspricht die Art, wie er sein Geheimnis zu wahren weiß, ganz seinem Wesen.“

„Ein junger Mann, der die Welt gesehen hat, bindet sich nicht so leicht, am wenigsten in dem Jünglingsalter des Grafen“, meinte jene. „Die patriarchalischen Zeiten, die wir so oft von unseren Großeltern rühmend hören, sind vorüber; unsere jungen Männer treiben es nicht mehr wie vor fünfzig Jahren ihre Altersgenossen, die, wenige Wochen nachdem sie die Bekanntschaft ihrer Mäuserforenen gemacht, den Sonntagsvock anziehen und sein ehrbar um die Hand der Tochter anhielten, die der gestrenge Herr Papa nur gewährte, wenn der Bewerber sich eines guten Leumunds erfreute und nachzuweisen imstande war, daß er eine Frau ernähren konnte. Davon ist aber heutzutage nicht mehr die Rede; die jungen Herren flattern von einer Blume zur andern wie Schmetterlinge, genießen das Leben bis zur Weige, und erst wenn Überfüllung sie packt, nehmen sie sich ein Weib, um fortan als grämliche, unliebenswürdige und launenhafte Eheherren zu fungieren. Graf Alexis wird von dieser Regel schwerlich eine Ausnahme machen.“

Sie warf mit einer graziösen Kopfbewegung die schwarzen Locken zurück, welche über die Wangen fielen und sich weich und duftig an das Antlitz der schönen Frau schmiegt.

„Und wenn Sie sich täuschen, gnädige Frau, wenn Alexis doch Heiratsgedanken hegte und diese Gedanken zur Tat werden ließe?“ fragte der Advokat.

„Dann wird sein Oheim klug genug sein, ihn nicht daran zu hindern“, versetzte die Dame. „Er kann dabei nur gewinnen. Die neuen Verhältnisse, in die der junge Mann durch eine eheliche Verbindung tritt, die kleinen Sorgen, die an ihn heranreten werden, lenken ihn von seinen sonstigen Angelegenheiten ab und gewähren dem Grafen einen Aufschub, der ihm voraussichtlich sehr willkommen sein wird. Zeit gewonnen, viel, wenn nicht alles gewonnen, — das wird niemand besser wissen als der Vormund des jungen Heiratskandidaten.“

Doktor Praß warf einen raschen, lauernden Blick auf die schöne Sprecherin, während er die schwere Uhrkette leise klirrend durch die Finger gleiten ließ. Dann nickte er der Frau leicht zu. „Das ist auch meine Ansicht, die Neigung des jungen Mannes muß eher gefördert als gehindert werden“, stimmte er bei. „Inzwischen wollen wir zu erforschen suchen, wer der Gegenstand seiner Liebe ist, und ob er imstande sein wird, ihn auf die Dauer zu fesseln.“

Die Baronin war aufgestanden und an die Konsole getreten, wo sie den Nippfächer andere Stellungen zu geben begann, obgleich sich dieselben in peinlich symmetrischer Ordnung befanden. Zwecklos rückte sie die kleinen kostbaren Gegenstände hin und her, eine gewisse innere Unruhe schien sie zu beherrschen.

Plötzlich wandte sie sich mit raschem Entschluß an den Doktor, der bei ihr die Rolle eines vertrauten Geschäftsführers spielte. „Haben Sie etwas über den jungen Maler erfahren, der neulich in der Gemäldegalerie die Ruissdaelsche Landschaft kopierte?“ fragte sie in eigentümlich heftigem Tone.

Durch denselben schien sie das Seltsame der Frage bemänteln zu wollen.

„Gewiß, Frau Baronin, eben wollte ich Ihnen von ihm erzählen“, entgegnete der Gefragte, und ein leiser Zug von Ironie legte sich um seine Lippen. „Der hübsche braunlockige Künstler nennt sich Herbert Wallburg und wohnt in einer Seitenstraße der Seevorstadt.“

„Wallburg?“ wiederholte jene sinnend. „Der Name ist mir unbekannt, der junge Mann scheint als Maler noch keine Berühmtheit geworden zu sein. Und doch zeigt seine Arbeit, daß er eine mehr als gewöhnliche Begabung besitzt, die ihm sicher früher oder später zu verdienter Anerkennung verhelfen wird.“

Sie trat an den Schreibtisch und öffnete ein Schubfach, dem sie ein kleines, zierliches Visitenkartentäschchen entnahm.

„Sie haben wohl die Gefälligkeit, meinen Bankier zu beauftragen, die bei ihm deponierten russischen Papiere zu verkaufen und mir den Betrag zu übermitteln“, fuhr sie in verändertem, geschäftsmäßig kühlem Tone fort. „Ich mag diese Effekten nicht mehr. Und dann — sehen Sie Ihre Beobachtungen fort, Herr Doktor, Sie wissen, mir liegt daran.“

Ein leichtes Kopfnicken deutete ihm an, daß sie allein zu sein wünsche; Praß erhob sich, und mit einem flüchtigen, fast vertraulichen Abschiedsgruß entfernte er sich.

Unter der Tür wandte er sich noch einmal um.

„Der Kurs der Russen ist jetzt nicht besonders günstig, sollen sie trotzdem verkauft werden?“ fragte er, die Türklappe fassend.

„Gewiß, a tout prix!“ entschied die Dame und ließ sich in den vor dem Schreibtisch stehenden Sessel nieder.

Dann entnahm sie dem Täschchen eine elegante Karte, auf welcher unter der Freiherrenkrone die Worte „Ludmilla Baronin von Rodowicz“ zu lesen waren, schrieb einige Worte darauf und verschloß die Karte in ein mit farbigem Monogramm verziertes Kuvert, das sie adressierte.

Ein Schlag mit der Hand auf die silberne Glocke neben dem Schreibzeug rief den Diener herbei, der, die Befehle seiner Herrin erwartend, stumm an der Tür stehen blieb.

„Dieser Brief ist sogleich zu befördern; die genaue Wohnungsangabe wird zweifellos im Adressbuch zu finden sein“, sagte sie, dem Lafai das Kuvert reichend, ohne sich vom Stuhl zu erheben. „Ich wünsche zu erfahren, ob der Empfänger persönlich anwesend gewesen ist, oder an wen das Schreiben sonst abgegeben wurde.“

Der Diener verbeugte sich und ging.

„Lizette soll kommen, um mich anzukleiden; ich wünsche auszugehen!“ rief sie ihm nach, während sie aufstand, den Schreibtisch verschloß und, die Portiere auseinanderschlagend, im Nebenzimmer verschwand.

6.

Vom nahen Kreuzturm verkündete in tiefen, vollen Tönen die Uhr die erste Vormittagsstunde, als ein junger Mann durch die reizenden Promenadenanlagen der Bürgerwiese dahinschritt und seinen Weg in der Richtung nach der Lüttichaustraße zu nahm.

Vor dem Hause, in welchem die Baronin Rodowicz wohnte, blieb er stehen, zog eine Visitenkarte aus der Tasche, und bald auf diese, bald auf die Hausnummer über dem Portale blickend, nickte er befriedigt mit dem Haupte und trat ein.

Mit sichtlichem Interesse musterte er die geschmackvolle, luxuriöse Ausstattung des Vestibüls, dann stieg er die Treppe zur ersten Etage empor. Vor der hohen, doppelflügeligen Glastüre blieb er stehen und warf einen Blick in das Innere; dann faßte er zögernd den vergoldeten Griff des Klingelzuges, und der helle Klang der angeschlagenen Glocke drang an sein Ohr.

Der Diener in seiner kleidsamen Tracht erschien und fragte nach dem Begehre des Angekommenen.

„Die gnädige Frau haben mich befohlen“, sagte der junge Mann, die Visitenkarte vorzeigend.

„Bitte, einen Augenblick zu verzeihen, ich melde Sie sogleich!“ versetzte der Diener, die Tür hinter dem Eingetretenen schließend. Dann eilte er fort, um wenige Sekunden darauf wieder zu erscheinen.

„Die gnädige Frau lassen bitten!“ rief er ihm zu, die Tür zum Zimmer der Baronin weit offen haltend.

Der Fremde trat ein.

Es war dasselbe Zimmer, in welchem die Baronin den Doktor Praß empfangen hatte; aber die junge Frau lag nicht wie damals auf der Ottomane, sondern hatte sich in den weichen Polstern eines Fauteuils niedergelassen.

„Sie sind der Maler Herr Wallburg?“ fragte die Dame mit ihrer wohlklingenden Stimme in freundlichem Tone.

Der Künstler verbeugte sich, er vermochte nichts zu erwidern. Wie geblendet stand er, als er die herrliche Gestalt erblickte, die heute in hinweisender Schönheit strahlte. Ein karmesinfarbenes Samtkleid umschloß die vollen Formen, und ein bezauberndes Lächeln schwebte auf dem edelgeformten Antlitz, dessen leicht chamois-schimmernder Teint vortrefflich zu dem dunklen Purpur des Kleides stimmte. Durch das tiefschwarze, in prachtvollen Locken herabwallende Haar zog sich eine Schür gelblichweißer echter Perlen; es war außer einigen Ringen der einzige Schmuck, den sie trug; sie schien zu fühlen, daß ihre eigene Schönheit alles Gold und alle Edelsteine überstrahlte. Nur vorn, an dem schmalen Ausschnitt des Kleides, hatte sie die im Erblühen begriffene Knospe einer weißen Rose mit einem grünen Blatt befestigt, ebenfalls ein wohlberechneter, effektvoller Kontrast zu der übrigen Toilette, der um so stärker hervortrat, als diese Blume in der jetzigen Jahreszeit zu den Seltenheiten gehörte und gerade in ihrer Einfachheit von einer Wirkung war, die den kostbarsten Brillantschmuck in Schatten gestellt haben würde.

Unter
kleine Bol
verwandt
Ludmi
sie auf der
sein ihres
gung nich
sie sich an
Hand auf
nehmen e
„Ich h
nen Auftr
dem Herb
ruhten mi
in seinem
bestrickend
„Ich h
meine Be
„D, d
„dabon h
Der h
„Ich s
er verwu
„Und
zu sehen
deshalb e
tißs treue
weit schw
bei der A
Shantafie
Kopie in
an das R
„Sie
habe, seh
einer Da
Kopie für
rade hier
keiten un
auf künstl
kompositi
sich das
dualität
sein kann
gabe ein
Fähigkeit
Die K
„Und
als Sie k
kopierten
Sie eine
Nachahm
tiefes Ein
wünschte
einem G
Sie h
zender C
ward. I
unendlich
Gedeihen
die Saat
entfalten
„Sch
mit der
schen de
das Sch
welches
sich hinte
abgelege
vor, die
land zu
fertigen
fassung
nicht, an
des Ma
Objekte
Herb
aufmerk
„Es
nach gen
genosser
haft dur
nische I

Unter dem Sessel, halb von dem Kleide verdeckt, schaute der kleine Bologneserhund hervor und blickte mit leisem Knurren unverwandt nach dem Fremden hin.

Ludmilla bemerkte recht wohl, welchen vorteilhaften Eindruck sie auf den jungen Künstler machte, und sie schien sich im Bewußtsein ihres bestechenden Aussehens einer stillen inneren Befriedigung nicht erwehren zu können. Einige Minuten lang weidete sie sich an der Verwirrung des Malers, dann deutete sie mit der Hand auf einen ihr gegenüberstehenden Sessel, ihn zum Platznehmen einladend.

„Ich habe Sie rufen lassen, Sie zu bitten, für mich einen kleinen Auftrag zu übernehmen“, begann die Baronin endlich, nachdem Herbert ihrer Einladung Folge geleistet hatte, und ihre Augen ruhten mit Wohlgefallen auf dem schönen jungen Mann, der heute, in seinem feinen schwarzen Anzug, in der Tat eine nicht minder bestrickende Erscheinung bildete als die Dame im Sammetkleide.

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, gnädige Frau, und wenn meine Befähigung dazu ausreicht —“

„O, daran ist nicht zu zweifeln!“ unterbrach ihn Ludmilla, „dabon habe ich bereits Beweise!“

Der Künstler blickte sie fragend an.

„Ich stellte bisher noch niemals ein Bild von mir aus“, sagte er verwundert.

„Und dennoch hatte ich Gelegenheit, eine Arbeit von Ihnen zu sehen und zu bewundern, zwar nur eine Kopie, aber gerade deshalb ein Probierstein Ihres Talentes, denn ich halte die minutiös treue Wiedergabe eines bereits vorhandenen Gemäldes für weit schwieriger als die Komposition nach der Natur, wenigstens bei der Landschaft, da der Künstler bei Originalarbeiten seiner Phantasie freien Spielraum lassen kann, während er sich bei einer Kopie in allem, von den Konturen bis zum leisesten Farbenton, an das Vorbild zu halten hat.“

„Sie urteilen über die Kunst, welcher auch ich mich gewidmet habe, sehr richtig, gnädige Frau“, versetzte der Maler, „eine bei einer Dame nicht sehr häufige Erscheinung; man ist geneigt, eine Kopie für eine rein mechanische Arbeit zu halten, und doch ist gerade hier peinliche Sorgfalt auch in den unscheinbarsten Kleinigkeiten unerlässlich, wenn die Nachahmung überhaupt Anspruch auf künstlerischen Wert erheben will. Freilich wird eine Originalkomposition stets höhere Bedeutung haben, denn in ihr prägt sich das eigene Können und Schaffen, der Geist und die Individualität des Künstlers aus, was bei einer Kopie niemals der Fall sein kann; in technischer Hinsicht stellt auch die naturgetreue Wiedergabe eines bedeutenden Gemäldes sehr hohe Ansprüche an die Fähigkeiten und das feine Verständnis des Malers.“

Die Baronin nickte zustimmend.

„Und daß Sie Ihre Aufgabe von der edelsten Seite erfaßten, als Sie kürzlich im hiesigen Museum die Ruissdaelsche Landschaft kopierten, wurde mir sehr bald klar, als ich, von Ihnen unbemerkt, Sie eine Zeitlang belauscht hatte“, ergänzte sie. „Das war kein Nachahmen der Farbe und Zeichnung des Bildes, das war ein tiefes Eingehen in den Geist und das Wesen desselben, und deshalb wünschte ich gerade von Ihrer Hand eine kleine Arbeit, die ich zu einem Geschenk an eine mir nahestehende Person bestimmt habe.“

Sie sagte diese anerkennenden Worte mit so weicher, schmelzender Stimme, daß dem jungen Künstler ganz seltsam ums Herz ward. Und doch taten ihm die aufmunternden Worte der Dame unendlich wohl. Eine wahre, echte Künstlernatur bedarf zu ihrem Gedeihen eines warmen, ermutigenden Wortes so notwendig wie die Saat des Regens; diese wie jene verdorrt sonst, ehe sie sich zu entfalten und Früchte zu bringen vermag.

„Sehen Sie dieses Bild an der Wand“, fuhr die Baronin fort, mit der Hand auf eines der beiden Ölgemälde deutend, die zwischen den zierlichen kleinen Marmorgruppen hingen. „Es stellt das Schloß Rodowicz, einige Meilen von Warschau gelegen, vor, welches mein verstorbener Gatte mir vor zwei Jahren als Witwenstift hinterließ. Aber es wurde mir zu öde und zu einsam in diesem abgelegenen Edelhof, wenigstens im Winter, und ich zog es daher vor, die rauhe Jahreszeit zunächst in Warschau, später in Deutschland zuzubringen. Von diesem Schlosse möchte ich eine Ansicht fertigen lassen, die meinem Ideale mehr als diese prosaische Auffassung entspricht; ich mag diese Landschaften mit Wasserpiegel nicht, auf denen man alles zweimal sieht, als sei die Phantasie des Malers zu arm, zu nüchtern gewesen, um eigene malerische Objekte zu erfinden.“

Herbert war aufgestanden und an das Bild herangetreten; aufmerksam betrachtete er es.

„Es ist eine sehr sorgfältige Arbeit, gnädige Frau“, sagte er nach genauer Prüfung, „Sie verrät die Hand eines tüchtigen Kunstgenossen. Namentlich der Baumschlag und das Wasser sind meisterhaft durchgeführt, weniger will mir die Luft und der architektonische Teil gefallen.“

„Für mich knüpfen sich Erinnerungen ganz eigener Art an das Schloß“, fuhr Ludmilla fort, ohne auf die Kritik des Künstlers einzugehen, „aber gerade diejenigen Punkte, welche für mich von besonderem Interesse sind, hat der Maler unbeachtet gelassen. Der kleine See, den Sie auf dem Bilde sehen, war mir stets verhaßt, am Gondelfahren fand ich nie Vergnügen, und so bildete das Gewässer für mich nur noch die Brutstätte für Milliarden lästiger Mücken, die für uns zeitweilig geradezu Landplage wurden. Deshalb möchte ich ein Bild des Schloßes von der Landseite haben, wo jene Plätze liegen, die mir lieb und teuer sind. Die Bauart von Rodowicz ersehen Sie aus dem Gemälde, die Architektur der Fassade mit dem Portale freilich müßte ich Ihnen ebenso wie die nächste Umgebung des Schloßes schildern, wenn die Darstellung eine naturgetreue werden soll. Aber vor allem die Frage: Wollen Sie sich diesem kleinen Auftrage unterziehen?“

In fast flehentlichem Tone, als sei Herbert der einzige Maler auf der Welt, sprach sie die letzten Worte aus, und ein so inniger, bittender Blick begleitete dieselben, daß der junge Künstler zugestimmt haben würde, selbst wenn es sich um ein lebensgefährliches Unternehmen gehandelt hätte.

„Gewiß will ich das, gnädige Frau, Ihr Vertrauen ist für mich nur ehrenvoll“, versetzte er rasch, und ein glückliches Lächeln auf dem Antlitz der schönen Frau lohnte seine Zusage.

„Um meine Vorliebe für einzelne Ortlichkeiten des alten Mittelfestes verstehen zu lernen, darf ich Ihnen nicht bloß ein äußerliches Bild desselben entwerfen, sondern ich muß Sie auch mit den Vorurteilen vertraut machen, die mich an ihn fesseln“, sagte die Baronin nach kurzer Pause. „Es wird das wesentlich dazu beitragen, Ihre künstlerische Phantasie zu beleben und dem Gemälde jenen poetischen Hauch zu geben, der einem Kunstwerk erst den wahren Wert verleiht. Vor vier Jahren noch war ich gleich Ihnen eine Jüngerin Apolls; auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, feierte ich meine Triumphe. Als Primadonna eines hervorragenden Theaters war ich — ohne Selbstlob — der Liebling des Publikums, und nie sah ich ein leeres Haus, wenn eine Oper aufgeführt wurde, in welcher ich sang. Ich war glücklich, meine Kunst ging mir über alles, und die allgemeine Anerkennung, welche ich fand, spornte mich zu immer eifrigeren Studien an. Man überhäufte mich mit Aufmerksamkeit und Geschenken, die ich unbedenklich annahm, weil ich sie als eine Huldigung betrachtete, die man nicht mir, sondern der Kunst darbrachte.“

Schon seit längerer Zeit war mir ein alter Herr aufgefallen, welcher in einer Loge des ersten Ranges seinen Platz hatte und nie fehlte, wenn ich auftrat. Bei jeder Aufführung sandte er mir die seltensten Blumen in meine Garderobe; die prachtvollsten Bukette, welche mir gespendet wurden, rührten von ihm her. Nach und nach ging er zu bedeutenderen Geschenken über; ein zwischen Blumen gebettetes Armband, kostbare Fächer, ein Ring und andere Schmuckgegenstände folgten rasch nacheinander. Als er mir aber an einem Abende, an welchem ich die Elsa im Lohengrin gesungen hatte, einen silbernen, mit goldenem Band umwundenen Lorbeerkranz sandte, da wurde es mir klar, daß der Mann ein mehr als gewöhnliches Interesse an mir nahm, und daß seine Aufmerksamkeiten nicht bloß meiner Kunst, sondern auch meiner Person galten.

Am nächsten Morgen, als ich mich eben anschickte, zur Probe zu fahren, überbrachte mir mein Mädchen eine Karte mit der Aufschrift: Stanislaus Freiherr von Rodowicz, mit dem Bemerkens, daß der Herr mich zu sprechen wünsche. Der Name war mir gänzlich unbekannt, und ich zögerte daher, ihn zu empfangen. Ich ließ ihn deshalb fragen, ob es sich um eine geschäftliche Angelegenheit handle, in welchem Falle ich bitten müßte, sich nachmittags wieder zu mir zu bemühen, da ich Eile hätte. Aber die Jofe kam mit der Meldung zurück, daß der Herr nur um einige Minuten Gehör bitten lasse, und in demselben Augenblicke erschien er auch schon in der Tür, bis wohin er dem Mädchen gefolgt war. Ich war nicht wenig überrascht, in dem Besucher den alten Herrn aus der ersten Rangloge, meinen Verehrer, wiederzuerkennen.

Verzeihen Sie, mein Fräulein, daß ich ohne Ihre spezielle Erlaubnis eintrete, aber eine Angelegenheit von Wichtigkeit führt mich zu Ihnen“, sagte er mit dem Anstande eines Weltmannes.

„Im Gegenteil, ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich Sie warten ließ“, stammelte ich, kaum in'stande, meine Verlegenheit zu bemeistern. „Säße ich ahnen können, daß der Herr, dem ich für die nachsichtige Beurteilung meiner Leistungen so dankbar sein muß —“

Eine abwehrende Handbewegung unterbrach mich.

„Man soll nicht seinen eigenen Wert unterschätzen“, versetzte er mit sanftem Ernst, „und ich bin unbedeutenend genug, mir in musikalischen Dingen Verständnis und Urteil zuzutrauen. Aber davon ein anderes Mal; der Zweck, der mich veranlaßte, Sie heute zu belästigen, ist ein anderer.“

Es entging mir nicht, daß auch dieser gewandte Cavalier mit einer gewissen Befangenheit kämpfte; um so gespannter war ich auf seine Mitteilungen.

Ich bin über die Jahre hinaus, mein Fräulein, wo man schwärmt und schmachtet, wo man der Geliebten weltlichmerzliche Gedichte widmet und sich mit Selbstmordgedanken trägt, wenn die Angebetete mit einem anderen ein freundliches Wort wechselt, fuhr der Baron fort, nachdem er seine volle Ruhe und Fassung wiedergewonnen zu haben schien. Mit den Jahren ändern sich die Anschauungen auch in dieser Hinsicht ganz gewaltig, man überlegt reiflicher, prüft genauer, und erst dann pflegt man zu handeln. — Sehen Sie, mein Fräulein, auch ich habe geprüft und überlegt, und das Resultat ist die Erkenntnis, daß ich die mir noch beschiedenen Lebensjahre nicht einsam und verlassen, sondern in Gemeinschaft mit einem Wesen verleben möchte, das mir freundlich zur Seite steht, das mit mir genießt, mit mir die Annehmlichkeiten des Lebens, die ich ihm zu bieten vermag, teilen will. Und ein solches Wesen glaube ich in Ihnen, mein Fräulein, gefunden zu haben.

Ein jäher Schreck durchzuckte mich bei dieser mir gänzlich un erwarteten Wendung. Herr von Rodowicz bemerkte es.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Narr der Wahrheit.

Von Carl Georg Berger. (Schluß.)

Wieder waren Jahre vergangen. — Aus den Studenten waren reife Männer geworden. Trohdem das rücksichtslose Benehmen und die Wahrheitsliebe Alexander Hügels diesem noch oft Widersacher und Feinde erweckt hatten, war es ihm doch gelungen, Karriere zu machen. Er nahm jetzt die Seminar direktorstellung in L. ein, die er zur vollen Zufriedenheit seiner vorgesetzten Behörde und zur eigenen Befriedigung verwaltete. Auch in anderer Beziehung hatte ihn das Glück begünstigt. Die

stunden beendet und war soeben in seine Wohnung zurückgekehrt, als ihm der königliche Schulrat Andorf gemeldet wurde. Beide Männer begrüßten sich freundschaftlich. Der Schulrat, der mit sorgenschweren Mienen eingetreten war, begann das Gespräch:

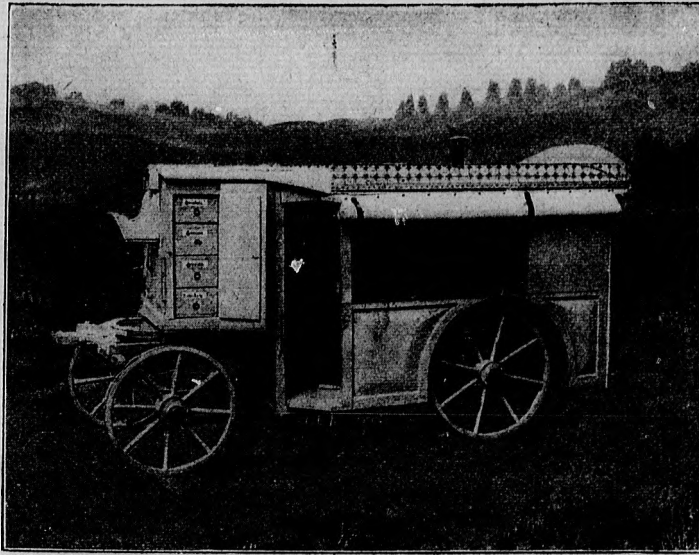
„Mein lieber Herr Kollege,“ sagte er, „heute muß ich Sie bitten, mich nicht als Ihren Vorgesetzten zu betrachten, sondern als Ihren väterlich gesinnten Freund. Nur mein Interesse für Ihr Wohl hat mich veranlassen können, die Reise von der Provinzialhauptstadt hierher zu unternehmen. Bei dem Provinzialschulkollegium ist in den letzten Tagen eine Denunziation eines Ihrer Schüler eingegangen, die behauptet, daß Sie Ihren Schülern philosophische Werke freigeistiger Richtung, wie z. B. „Die Isis“ von Madenhäuser, „Der alte und neue Glaube“ von David Friedrich Strauß, „Büchners Kraft und Stoff“ und dergleichen zum Lesen befohlen haben. Der Denunziant will sogar zustimmende Notizen von Ihrer Hand geschrieben über diese und andere freigeistige Schriften besitzen. Vergebens habe ich mich bemüht, die Entrüstung meiner

Kollegen zu mäßigen; kaum ist es mir gelungen, Ihre sofortige Suspendierung vom Amte zu hintertreiben und eine Disziplinaruntersuchung so lange aufzuschieben, bis ich über diese Angelegenheit mit Ihnen persönlich sprechen könnte.“

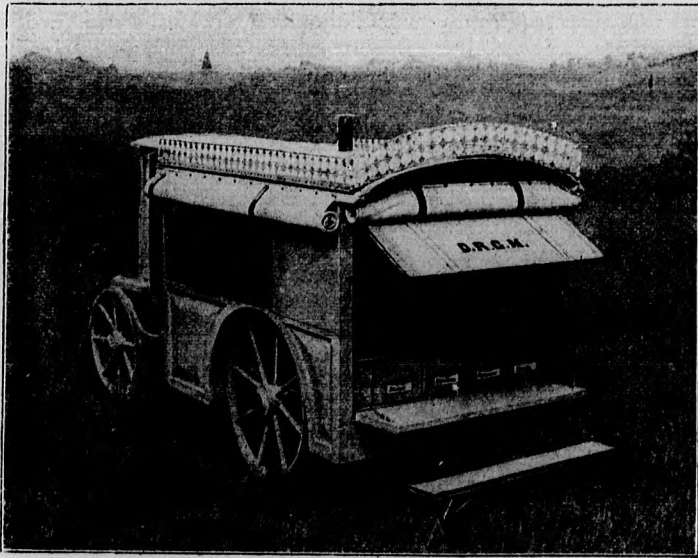
„Sehr geehrter Herr Schulrat,“ entgegnete der Direktor, „ich weiß nicht, wie ich Ihnen für Ihr Interesse und Wohlwollen danken soll!“

„Lassen wir das, lieber Hügel,“ unterbrach Schulrat Andorf den Seminar direktor, „ich habe an Ihnen noch etwas gut zu machen! Schon oft habe ich es bereut, Ihnen seinerzeit die Karriere durch vorschnelle Entschlüsse erschwert zu haben. Ich habe eingesehen, daß das, was ich damals für frechen Trotz und Verstocktheit hielt, unbedingte Wahrheitsliebe und Offenheit des Charakters war! Um Sie vor Schaden zu bewahren, bin ich nach L. gekommen. — Doch nun zur Hauptsache!“

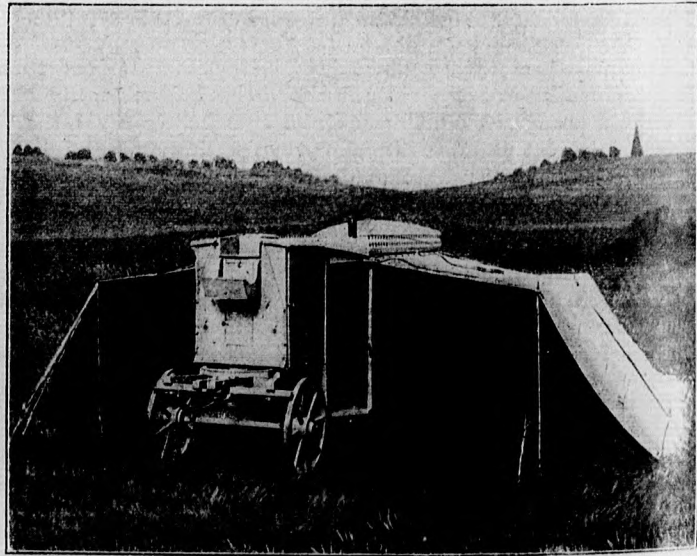
„Die Denunziation beruht im Grunde genommen auf Wahrheit,“ entgegnete der Seminar direktor. „Ich kann und will nicht



Ein neuer Feldkutschenwagen: Die fahrbare Kompagniefeldküche mit Proviantreserven. (Mit Text.)



Unterbringung des Offiziers- und Kompagniegebäts sowie die fahrbare Schreibstube. (Mit Text.)



Ein neuer Feldkutschenwagen: Der Wagen als heizbares Kompagniezelt. (Mit Text.)

jüngste Tochter des Geheimen Kommerzienrats Arwin Gottschall, die Zeugin seines mutigen Eintretens für Menschlichkeit und Menschenwürde gewesen war, hatte den jungen, ernststen Mann lieb gewonnen und endlich nach langen Kämpfen mit seinem Stolz, ihn gegen den Willen ihrer Eltern geheiratet. Der Zufall hatte es gewollt, daß Alexander Hügels früherer Schuldirektor jetzt als Schulrat sein direkter Vorgesetzter geworden war.

Der Seminar direktor Alexander Hügel hatte seine Lehr-

leugnen, daß ich reiferen Seminaristen die genannten Werke zum Lesen empfohlen habe. Einer derselben brachte nach Beendigung der Ferien einige derartige Bücher aus der Bibliothek seines Vaters nach der Anstalt mit. Seine Frage, ob ich dieselben besitzen mußte, ich verneinen, er bot mir die Werke zum Lesen an. — Hierbei habe ich mir Notizen gemacht, die durch ein Versehen bei Rückgabe der Bücher in ihnen liegen geblieben sind. Alle meine Bemühungen, die Notizen zurückzuerlangen, waren vergeblich.“

„Die habe,“ sa...

„Über Schulrat, te Sie!“

„Mein Himmel! brach ih...

Andorf, Sie nicht mit ihren...

lichkeiten Ich sage es handelt...

Ihre Exi...

„Herr rat,“ ent...

ernst und der Direkt einer Lüge se ich m...

meine G nicht!“

„Aber Freund, Sie! Es...

sich hier eine klein...

lüge! Verleugn...

Herrn du truis nich...

eine Not...

„Herr S geben S...

keine Mü erkenne v...

ganzt Ihre wollende...

nung für Person an...

nur leid, nicht wil...

zu kömme ich einen...

begangen so werde die Strafe...

gen!“ —

„Diese wird ab nicht im...

nis zu d gangenen...

sehen! — Strafe w...

Existenz ten undde...

um einen ten undch...

vollen P gen heran...

„Ich b immer n mein B...

„Die Sache ist noch viel schlimmer, als ich sie mir gedacht habe,“ sagte bedenklich den Kopf schüttelnd Schulrat Andorf, „wir müssen unbedingt den Demunzianten zum Schweigen bringen, im Guten oder Bösen! Gelingt uns dies nicht, so sind Sie am längsten Seminardirektor gewesen!“

„Aber, Herr Schulrat, ich bitte Sie!“

„Mein Gott im Himmel!“ unterbrach ihn heftig Andorf, „fangen Sie nicht wieder mit ihren Bedenkllichkeiten an! — Ich sage Ihnen, es handelt sich um Ihre Existenz!“

„Herr Schulrat,“ entgegnete ernst und ruhig der Direktor, „mit einer Lüge erkaufe ich mir auch meine Existenz nicht!“

„Aber lieber Freund, ich bitte Sie! Es handelt sich hier nur um eine kleine Notlüge! War die Verleugnung des Herrn durch Petrus nicht auch eine Notlüge?“

„Herr Schulrat, geben Sie sich keine Mühe! Ich erkenne voll und ganz Ihre wohlwollende Gesinnung für meine Person an, es tut mir leid, Ihnen nicht willfahren zu können. Habe ich einen Fehler begangen, gut, so werde ich auch die Strafe ertragen!“ —

„Diese Strafe wird aber gar nicht im Verhältnis zu dem begangenen Fehler stehen! — Diese Strafe wird Ihre Existenz vernichten und den Staat um einen erprobten und charaktervollen Pädagogen berauben!“

„Ich bezweifle immer noch, daß mein Verhalten ein so gar verdammungswürdiges war, 20 und 21jährige

Seminaristen sind doch keine dummen Jungen mehr. Die Würde des Lehrerberufes erfordert es, daß die jungen Leute zu charakterfesten Männern erzogen werden! Ich bin der Meinung, daß es besser ist, wenn die jungen Leute derartige philosophische Werke unter der Aufsicht eines erfahrenen, wenn auch freidenken-

den Mannes kennen lernen, als daß sie von der verbotenen Frucht im geheimen naschen!“

„Gewiß, gewiß, lieber Hügel! Als Privatmann gebe ich Ihnen unbedingt recht! — Als Provinzialschulrat aber muß ich



Heimkehr. Nach dem Gemälde von M. Giese. Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München. (Mit Text.)

Sie verdammen! Und damit es dazu nicht kommt, bin ich heute hier! — Wegen einer Marotte dürfen Sie Ihre Existenz nicht in Frage stellen! Betrachten Sie die Sachlage von einem höheren Standpunkt. Erwägen Sie dabei, wie sequensreich Ihr bisheriges

zurückgekehrt wurde. Beide rat, der mit das Gespräch: err Kollege,“ ß ich Sie bit- Ihren Vorge- , sondern als nten Freund. für Ihr Wohl können, die vinzialhaupt- unternehmen. schulfollegium gen eine De- hrer Schüler hauptet, daß n philosophi- ger Richtung, von Naben- d neue Glau- drich Strauß, d Stoff“ und sen befohlen ant will sogar n von Ihrer ver diese und Schriften be- abe ich mich stung meiner Ihre sofortige Disziplinar- diese Ange-

Direktor, „ich Wohlwollen

ulrat Andorf etwas gut zu einerzeit die ert zu haben. frechen Troß und Offen- u bewahren, sache!“ n auf Wahr- nd will nicht



zbares

Werte zum Beendigung othel seines elben besäße, lesen an. — Versehen bei Alle meine vergeblich!“

Wirken als Seminardirektor gewesen ist! Lehrer der Jugend heranzubilden ist eine Kunst, die nicht jeder kann! Können Sie sich Ihrer Existenz wegen nicht zu einer Nothlüge entschließen, so tun Sie es um der guten Sache willen, der ich Sie gern erhalten wissen möchte!"

Der Schulrat Andorf hatte sich immer mehr und mehr in Eifer geredet und schwieg jetzt erschöpft. Ruhig entgegnete Alexander Hügel:

"Gegen meine Überzeugung kann und will ich nicht handeln!"

Der Schulrat schwieg überlegend, im Augenblick mußte er nichts mehr zu sagen, vergeblich zermarterte er seinen Kopf, um neue Argumente zu finden. Nach einer langen Pause sprach Andorf endlich:

"Nun gut, Herr Seminardirektor, ich werde mir Bundesgenossen gegen Sie verschaffen! Bitte, melden Sie mich bei Ihrer Frau Gemahlin!"

"So gern ich Sie in meiner Familie willkommen heißen möchte," entgegnete Hügel, "so muß ich Sie bitten, meine Frau in dieser Angelegenheit ganz aus dem Spiele zu lassen! Sie würde die Beweggründe meiner Handlungsweise nicht verstehen! Sie würde sich über die Folgen derselben ängstigen und aufregen! Dies möchte ich ihr gern ersparen, da sie sich momentan nicht wohl fühlt."

"Mensch," rief Andorf von seinem Platze aufspringend, "wie können Sie es unter diesen Verhältnissen über das Herz bringen, auf Ihrem Prinzip zu beharren! Sie opfern sich und Ihre Familie einem Wahn! Wissen Sie auch, daß Sie an Ihrem Schwiegervater keinen Rückhalt finden werden? Er ist von Ihrem adeligen Schwager ruiniert worden und steht vor einer Katastrophe! — Bedenken Sie die Wirkung, welche das Falliment Ihres Schwiegervaters und Ihre schimpfliche Dienstentlassung unter diesen Verhältnissen auf Ihre Frau haben müssen!"

Ohne nur einen Augenblick zu zögern und zu überlegen, erwiderte Alexander Hügel:

"Herr Provinzialschulrat, nennen Sie es einen Wahn — nennen Sie es eine Marotte oder wie Sie es sonst wollen! Ich kann nicht gegen meine Überzeugung handeln, ich vermag nicht, mich über meine Grundsätze hinwegzusetzen! Die Lüge widerstrebt mir! — Ich würde an ihr zugrunde gehen!"

Auffeuszend entgegnete der Schulrat:

"Nun, wem nicht zu raten ist, ist nicht zu helfen! Sie sind ein unverbesserlicher Narr der Wahrheit!"

Alexander Hügel wurde im Disziplinarwege seines Amtes entlassen. — Eine Nothlüge hätte ihm dieses Schicksal erspart.

4.

Nicht Jahre, nur wenige Monate waren seit jenen im vorigen Abschnitt erzählten Ereignissen vergangen.

Wild brannte der Frühlingwind, er schüttelte die entlaubten Bäume, daß die Äste sich ächzend und knarrend vor ihm beugten. Gespenstisch huschten die Wolken am nächtlichen Himmel dahin; nur vorübergehend erhellte das ungewisse Licht der schmalen Mondichel den Friedhof der Universitätsstadt B. Einsam und friedlich schliefen die Verstorbenen den ewigen Schlaf.

Über die Gräber hinweg erklang ein Ächzen und Stöhnen. War es der Wind? — Waren es die Geister Verstorbenen, die im Grabe keine Ruhe finden konnten? — Eben trat der Mond aus den Wolken hervor und beleuchtete die Gestalt eines Mannes, die über einem frischen Grabhügel lag, das Gesicht dem Erdboden zugekehrt. Regungslos verharrte der Unbekannte in seiner Stellung. War er bewusstlos? — War er tot?

Da erschütterte neues Ächzen und Stöhnen den Körper des Unglücklichen. Er richtete sich auf — es war Alexander Hügel.

"Ein Narr der Wahrheit," flüsterte er vor sich hin. — "Haha," lachte er wild auf, "ein unverbesserlicher Narr der Wahrheit, der an der Charakterlosigkeit und Korruption der Welt zugrunde geht!"

Er versank in tiefes Brüten, an seinem geistigen Auge zog sein ganzes Leben vorüber. Noch einmal durchlebte er die Tage seiner Kindheit, die reich an Entbehrungen, reich an Demütigungen und Tribulationen gewesen waren. Er gedachte seines Vaters, der von frühesten Jugend auf in ihn den Keim einer unbedingten Wahrheitsliebe gepflanzt hatte, jene Wahrheitsliebe, welche die Ursache seines verfluchten Lebens geworden war. Aus dem Knaben entwickelte sich der Jüngling. Durch seltene Begabung und Fleiß und eiserne Energie hatte der Knabe das Interesse seiner Lehrer für sich gewonnen, und der erhielt auf ihre Empfehlung eine Freistelle am Pädagogium A. Mit Dankbarkeit erinnerte er sich jener Zeit, war doch damals zum ersten Male in seinem Leben die Not von ihm genommen worden, brauchte er doch von nun an nicht mehr zu hungern. Noch einmal durchlebte er die frohe Zeit seiner Schuljahre. Schmerzlich durchzuckte ihn der Gedanke an seine Entlassung.

Wild fuhr er auf und wieder gellte über den einsamen Friedhof der Ruf: "Ein Narr der Wahrheit!"

Die schweren Jahre, die nun über ihn hereinbrachen, zogen an ihm vorüber. Not, Hunger und Glend wurden seine täglichen Tischgenossen, doch unentwegt schritt er vorwärts. Seine Energie besiegte sein Mißgeschick und glänzend bestand er sein Abiturientenexamen. Damals erhielt er von einem unbekanntem Gönner ein Geschenk von hundert Talern. Deut ahnte er, wer ihm diese Wohlthat erwiesen hatte, sein Wohltäter konnte nur Andorf gewesen sein. Mit diesem kleinen Kapital konnte er seinen Lieblingswunsch, Philologe zu werden, ausführen. Mit Befriedigung blickte er auf die Jahre seiner Studienzeit zurück, die für ihn nur Arbeit, nichts als Arbeit gewesen war. Das einzige Mal, wo er der Versuchung an einem Vergnügen teilzunehmen, erlag, hatte sich bitter gerächt. Ingrimig ballte er die Faust, als sich vor seinem geistigen Auge die Szenen jenes Verlobungsfestes noch einmal abspielten, wor doch jahrelanges Siechtum die Folge seines Duells gewesen!

Haß, bitterer Haß, erfüllte seine Brust, er schlug an seinen Kopf und schloß:

"Ha, ein Narr der Wahrheit!"

Doch bald zogen mildere Gefühle in ihm ein, dachte er doch nun der Tage seiner Liebe. So süß und himmelhoch-jauchzend diese Blütentage der Rosen für andere Menschenkinder sind, für ihn waren auch sie vermischt mit bitteren Empfindungen. Hatte sich doch sein Stolz und sein Mannesbewußtsein dagegen aufgelegt, einem reichen Mädchen seine Zukunft verdamnen zu sollen. Er hatte erst dann in die Heirat eingewilligt, nachdem er Gymnasiallehrer geworden war und eine Frau erhalten konnte. Sein Stolz hatte nicht zugelassen, daß sein Schwiegervater seiner Tochter eine namhafte Mitgift aussetzte. Hierdurch hatte er Veranlassung zur ersten Differenz mit seiner Frau gegeben. So sehr sich auch beide liebten, so edel auch der Charakter seiner Frau war, konnte sie, die im Überflusse aufgewachsen, sich nur schwer in den kleinbürgerlichen Verhältnissen zurechtfinden und wohlfühlen. Wenn auch ihre Liebe zu ihrem Gatten dies nach und nach überwand, so gab es in der Übergangszeit doch viele Stunden und Tage, in denen sie ihrem Manne ihre Unzufriedenheit nicht zu verbergen vermochte. Als ihm die Direktorstellung des Lehrerseminars in L. übertragen wurde, kehrte auf kurze Zeit das Glück bei ihm ein. Noch einmal empfand er voll und ganz die Genugthuung, die er damals gefühlt hatte, als er aus eigener Kraft nun die bescheidener gewordenen Wünsche seiner Frau erfüllen konnte, die er ihr bisher hatte versagen müssen. Mit Behmut gedachte er an die Zeit des ungetrübten Glückes, die durch jene Unterredung mit seinem väterlichen Freunde Andorf ihren Abschluß fand.

Sein Herz krampfte sich zusammen als er seiner schimpflichen Amtsentsetzung gedachte, und wieder klang durch die stille Nacht der Aufschrei des Unglücklichen: "Ein Narr der Wahrheit!"

Wild heulte der Sturm zu diesem Verzweiflungsschrei. Hoch aufgerichtet stand Alexander Hügel am Grabe und rief in wahnwitziger Erregung:

"Ha, Wind, singe dein schaurig Lied! Blase, blase! Werde zum Sturm, zum Orkan und vernichte die gleisnerische, falsche Menschheit!"

Wieder sank Alexander Hügel am Grabe nieder. Die letzten Monate mit all ihrem Glend zogen an ihm vorüber. Alle Türen, an die er geklopft hatte, waren ihm verschlossen geblieben. Niemand wollte dem weggejagten Seminardirektor eine Stellung gewähren, niemand dem als rücksichtslos bekannten Mann durch lohnende Arbeit forthelfen. Der Sturz seines Schwiegervaters raubte ihm und seiner Frau die letzte Hilfe. Da war er Journalist geworden, "ein Tagelöhner der Feder", wie er sich in bitterer Selbstironie nannte. Seine mit äzender Schärfe geschriebenen Artikel gegen die Korruption der Zeit erzielten nur wenig Beifall und noch weniger klingenden Erfolg. — Kummer und Sorge, Not und Hunger waren wieder bei ihm eingekkehrt. Seine Gattin wurde krank und starb.

Unendlicher Ekel an dem Leben hatte ihn erfaßt und ihn an den frischen Grabhügel seiner Frau getrieben.

Der Mond hatte sich verhüllt und tiefe Dunkelheit lagerte auf der Gegend. Plötzlich zuckte ein Lichtschein auf, dem unmittelbar der Knall eines Schusses folgte — ein Fall, ein Stöhnen, ein Möcheln und der Unglückliche, der mit Gott, der Menschheit und sich selbst zerfallen war, hatte sein Leben beendet.

Und wieder lag der Kirchhof still und einsam, der Wind aber sang dem Unglücklichen sein Sterbelied.

Einiges vom Kaffee.

Von Dr. Hans Mehler. (Nachdruck verb.)

Es ist noch gar nicht so lange her, daß in einigen der kleinen Staaten Deutschlands der Kaffeegenuß unter Androhung von schweren Strafen verboten wurde. Und selbst ein Mann von glänzenden Geistesgaben, Friedrich der Große, sann auf Mittel

und Wege, Kaffee zu trinken. Gelung heute, nicht führung, wer er hat sich mat, fast e tisch bekäm worben vor geht über d los tut sie Erzeße her sind und e jakmitteln Was ist Die Ka sonders gro unsere Kaff Mengen se Das Merfu verschiede der also mi Dieser Sto anderen n Genußmitt Außer andere Gul und den G In den des Kaffees der Mufti zu vercheu zu wachen. Demwische, Kaffee und Schlaf ihre Die Wi ausübt, hab und für ihre diese erreg Reichlich Name und andere Bild zu sich gne Wenn n Kaffee trink als die We scheuchen. so in a ch t e in ihrer D wöhnen, de fortgesetzt z gleiche Wir Vergiftung. Diese G Wirkung ter Stoffe, die n anders bei und bei de nervenfrank Der gewohn bis zum N übrig, als den Grenze lichen Orga Mancher schädlich? V es kaum ein nmer köm nachteilige Reihe von könnte in g man brauch Weimengun harmloses C Man ha seiner erreg auch noch h wie wir he Tätigleit de der Nährwe die wir dem

und Wege, die immer mehr um sich greifende Gewohnheit des Kaffeetrinkens einzudämmen.

Gelungen ist ihm dies freilich nicht, denn der Kaffee genießt heute, nicht viel mehr als zweihundert Jahre nach seiner Einführung, volles Gastrecht in deutschen Landen. Oder richtiger: er hat sich eingebürgert und ist, ungeachtet seiner tropischen Heimat, fast ein Landsmann geworden. Zwar wird auch er fanatisch bekämpft von der einen und nicht minder fanatisch umworben von der anderen Seite; die Masse der Bevölkerung aber geht über dieses Geplänkel zur Tagesordnung über und zweifellos tut sie gut daran. Eine allzugroße Begeisterung könnte leicht Exzesse hervorrufen, von denen wir bisher verschont geblieben sind und eine allzuheftige Befehdung den Gebrauch von Ersatzmitteln anregen, die nur noch schädlicher sind.

Was ist aber der Kaffee und wie wirkt er auf den Menschen? Die Kaffeepflanze, die aus Arabien stammt und heute in besonders großen Mengen in Brasilien gedeiht, enthält zwei Kerne, unsere Kaffeebohnen. In diesen hat der Chemiker einen in größeren Mengen sehr giftigen Stoff, das sogenannte Koffein, gefunden. Das Merkwürdige hierbei ist nun, daß der Tee, der von einer total verschiedenen Pflanze stammt, genau denselben Stoff enthält, der also mit demselben Rechte den Namen „Tein“ führen könnte. Dieser Stoff ist in seinen Eigenschaften und Wirkungen mit einem anderen nahe verwandt, der ebenfalls eine Rolle unter unseren Genußmitteln spielt, dem Nikotin der Tabakpflanze.

Außer dem Koffein enthält der Kaffee natürlich noch viele andere Substanzen; ihm verdankt er aber seine besondere Wirkung und den Erfolg auf seinem Siegeszug durch die Welt.

In den arabischen Schriften, die uns vom ersten Auftauchen des Kaffees und seiner Verwendung berichten, wird erzählt, daß der Mufti Djemal-ed-din sich seiner bedient habe, um den Schlaf zu vertreiben und die Nacht hindurch bei Gebet und Erbauung zu wachen. Seinem Beispiel folgend, tranken die arabischen Dervische, bevor sie ihre nächtlichen Religionsübungen begannen, Kaffee und konnten nunmehr ohne Müdigkeit und Verlangen nach Schlaf ihre Aufgabe erfüllen.

Die Wirkung, die der Kaffee auf das Gehirn und die Nerven ausübt, haben diese alten arabischen Mönche voll und ganz erkannt und für ihre Zwecke ausgenutzt. Denn sie ist keine andere, als eben diese erregende und belebende, den Schlaf vertreibende.

Reichlicher Kaffeegenuß macht nervös und leicht erregbar, Neme und Weine er scheinen beweglicher als sonst und schon das andere Bild eines Menschen, der Kaffee in einem größeren Quantum zu sich genommen hat, zeugt für den Mangel an Schlafbedürfnis.

Wenn wir des Morgens nach dem Aufstehen unseren Frühstückskaffee trinken, so hat dies eigentlich auch keinen anderen Zweck, als die Überreste des Schlafes, die Morgen-Schläfrigkeit, zu vertreiben. Wie der Kaffee, am Abend genossen, wach erhält, so in a ch t er uns am Morgen erst w a ch. Freilich ist diese Wirkung in ihrer Dauer beschränkt; je mehr wir uns an den Kaffee gewöhnen, desto weniger wirkt er, wie er wirken soll; wir müßten fortgesetzt zu immer größeren Mengen übergehen, um nur die gleiche Wirkung zu erhalten. Und das Ende wäre dann sicher eine Vergiftung.

Diese Eigenschaft des allmählichen Verlustes seiner besonderen Wirkung teilt der Koffein mit einer großen Reihe anderer Giftstoffe, die wir als Genuß- oder Heilmittel verwenden. Es ist nicht anders bei den alkoholischen Getränken, nicht anders beim Tabak und bei den sogenannten Schlafmitteln, die überarbeiteten und nervenkranken Menschen den ersehnten Schlaf bringen sollen. Der gewohnheitsmäßige Genuß schwächt die erwünschte Wirkung bis zum Nullpunkte ab; um sie wieder herzustellen, bleibt nichts übrig, als mit dem Genuße auszufahren, will man sich nicht aus den Grenzen derjenigen Giftmenge entfernen, die den menschlichen Organismus nicht schädigt.

Mancher Leser wird erstaunt fragen: ein Gift und doch nicht schädlich? Wie reimt sich das? Darauf muß erwidert werden, daß es kaum ein Gift gibt, das in j e d e r Menge schädlich wirkt, fast immer können wir ganz kleine Quantitäten ohne die geringsten nachteilige Wirkung zu uns nehmen. Und umgekehrt: eine ganze Reihe von Stoffen, die wir täglich ohne Bedenken einverleiben, könnte in großer Menge Vergiftungsercheinungen hervorrufen; man braucht nur daran zu denken, daß unser Wasser, von allen Beimengungen anderer Substanzen befreit, ein durchaus nicht harmloses Gift ist.

Man hat lange Zeit hindurch geglaubt, daß dem Kaffee außer seiner erregenden, Ermüdung und Schlaf bannenden Wirkung, auch noch der Wert eines Nahrungsmittels zukommt. Das ist nun, wie wir heute wissen, völlig falsch. Wohl regt der Kaffee die Tätigkeit der Verdauungsorgane an und fördert so den Appetit; der Nährwert kommt aber ausschließlich denjenigen Stoffen zu, die wir dem Kaffee zusetzen, der Milch und dem Zucker, und nicht

ihm selbst. Nach einem geistreichen Ausspruch Bettendorfers ist er nur die Peitsche, die das Pferd zum Einsatz seiner ganzen Kraft antreibt, die ihm aber niemals den Hafer ersetzen kann.

Dämmerstunde.

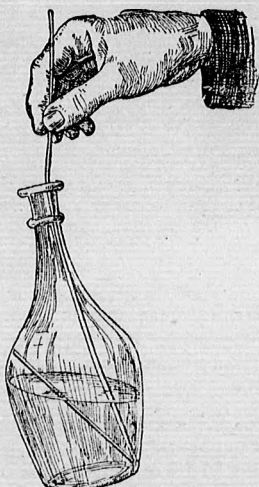
Leise fängt es an zu dämmern,
Der gold'ne Mond schon wurde wach,
Verstummet ist das dumpfe Hämmern
Dort in der Schmiede an dem Bach.
Das kleine jingende Gefieder,
Das noch vor kurzem saß im Schnee,
Singt nun im Traum wohl seine Lieder,
Und schläft versteckt vor Leid und Weh.

Es eilen heim mit schnellen Schritten
Die Menschen von des Tages Last,
In ihren kleinen, warmen Hütten
Da halten sie dann stille Raft.
Und droben grüßet allen Blicken
Vertraulich uns der Abendstern,
Vergessen sind des Tages Lücken
Es rastet alles, nah und fern.

Und alle Lieben, eng im Kreise,
Das kleinste in der Mutter Arm,
Ein Abendlied so lind und leise
Es macht die Herzen weich und warm.
Gemütlich sitzt man in der Runde,
So viel einander kund man tut,
Es macht die stille Dämmerstunde
Die größte Tagesmühe gut.

Marie Hau.

Zeitvertreib



Wie man mit einem Strohhalm eine Wasserflasche aufheben kann.

Eine zur Hälfte mit Wasser gefüllte Flasche kann man, so unglaublich dies scheinen dürfte, mittels eines gefunden Strohhalmes, der nach Vorlage bemittelt wird, vom Tische aufheben.

W.

Wegblasen einer Metallmünze.

Man stecke drei Nadeln schrägwinklig in die Tischplatte und lege ein möglichst leichtes Geldstück darauf. Aufgabe: Das Geldstück soll von den Nadeln heruntergeblasen werden. Dies wird nur demjenigen gelingen, welcher weiß, daß er das Kinn auf den Tisch stützen und die Unterlippe soweit vorschieben muß, daß der durch das Blasen erzeugte Luftstrom die Münze von unten trifft.



W.

Unsere Bilder

Das neugegründete Lehrlingsheim in Charlottenburg. Das erste Lehrlingsheim wurde kürzlich in Charlottenburg eröffnet. In schönen Räumen ist der gewerblichen Jugend an jedem Abend Belehrung und Unterhaltung geboten, mit Verwendung aller Erfahrungen, die man in anderen Lehrlingsheimen und Jugendklubs bereits gemacht hat. Eine Reihe guter Vorträge ist zugelegt, auch sind Wanderungen in die Umgegend usw. in Aussicht genommen. Unser Bild zeigt den Saal zur Veranstaltung von Gesellschafts- und Pfänderspielen. An diesen Spielen, die täglich veranstaltet werden, nimmt stets ein größerer Kreis teil.

Feldküchenwagen. In den großen Manövern im Spätsommer des vergangenen Jahres wurden umfangreiche Proben mit Küchenwagen gemacht, deren Einführung in der deutschen Armee zur Herbeiführung einer sachgemäßen Ernährung der bivaktierenden Truppen, zur Verhütung von Darmkrankheiten und zur Verminderung der Traglast der Mannschaften ihrer Verwirklichung entgegensteht. Die Kosten werden sich für die ganze Armee auf 20 Millionen Mark belaufen. Zahlreiche Lösungen dieses Problems wurden versucht, keiner der fahrbaren Küchenwagen scheint jedoch bisher den hohen Anforderungen der Militärbehörden entsprochen zu haben. Im Herbst des letzten Jahres ist nun ein Kompagnieküchenwagen zur Verfügung gelangt, der, durchaus zweckentsprechend konstruiert, allen Modalitäten gerecht wird, der die Proviantreserven mitführt, der selbst unter den schwierigsten Verpflegungsverhältnissen durch seinen eisernen Bestand eine Ernährung der Truppe für drei Tage sichert, und der schließlich auch das Kompagnie- und Offiziersgepäck aufnimmt, also die Bagage nicht vergrößert. Auch des Nachts bringt er Nutzen; an seinem Dach sind ringsum breite Zeltwände aufgerollt, durch die ein bei größerer Kälte heizbares Kompagniezelt binnen wenigen Minuten hergestellt werden kann. Bei der Konstruktion sind die Erfahrungen der Feldzüge der letzten Jahrzehnte nutzbringend verwertet worden. Der Küchenwagen, System Reichgräber (siehe erstes Bild), ist so eingerichtet, daß während des Marsches gekocht werden kann, damit die Mahlzeiten morgens, mittags und abends eingehalten werden können; denn nur dadurch läßt sich die Armee gesund und kriegstüchtig erhalten. Sämtliche Kessel, ein Wasserkessel, ein Fleisch- und ein Gemüsekessel, werden von einer Feuerstelle geheizt. Das Gemüse wird mit den Fleischdämpfen weich gedämpft und dadurch viel schmackhafter, als wenn es im Wasser gekocht ist. In einer kleinen Pfanne können Brühen zu den Speisen bereitet oder die Talge von den geschlachteten Tieren abgelassen werden. Das Fett wird aufbewahrt, um erforderlichenfalls Gemüse

ohne Fleisch herrichten zu können. Ferner befindet sich beim Küchenraum eine Art Küchenschrank für Gewürze usw., auch alle Geräte, die man zu einem gesundheitsmäßigen Kochen benötigt, sind in dem Küchenraum vorhanden. Im Vorderwagen rechts und links sind Kästen angebracht (siehe die obere Abbildung), die zur Aufnahme des Reserveproviantes und der Talge dienen. Sie fassen sechs Mahlzeiten für eine kriegsstarke Kompagnie auf drei Tage, allerdings ohne Fleisch. Im hinteren Teil des Wagens befindet sich der Gepäckraum für die Truppe. Durch diese Maßnahme fällt der bisher übliche Gepäckwagen, der Fuhrpark wird also nicht vergrößert, und die Beweglichkeit der Gefechtstruppen bleibt dieselbe wie bisher. Hiermit entfällt ein wesentlicher Einwand, der bisher gegen die Einführung von Küchenwagen vorgebracht wurde. Der Verschluss des Gepäckraumes ist, wie auch das Bild links unten zeigt, zugleich sehr sinnreich als Tisch, Bank und Wellendach eingerichtet; man kann bequem hier schreiben und die erforderlichen Situations- und Positionspläne anfertigen. Das Gepäck ist so untergebracht, daß jedes Stück einzeln herausgenommen werden kann, ohne daß die andern umgepackt werden müssen. Es ist somit alles beisammen, was zur Kompagnie gehört. Der Wagen läßt sich bequem von zwei Artilleriepferden im Trabe fortbewegen. Das Zelt hat den weiteren Vorteil, daß dadurch das Kompagniegepäck noch mehr erleichtert wird. Auch ermöglicht es, daß man aufrecht darunter gehen kann, was bei den bisher üblichen kleinen Zelten nicht der Fall war. Es faßt eine kriegsstarke Kompagnie und gewährt 1 qm Raum pro Mann zum Liegen. Und schließlich noch eines: das in solchen Küchenwagen zubereitete Essen ist viel schmackhafter und weicher, denn die Köche werden in der Garnison ausgebildet und haben dadurch eine größere Fertigkeit. Es sind alles in allem eine Anzahl schwerwiegender Gründe, die für die baldige Einführung von Küchenwagen sprechen, und man darf getrost zu den maßgebenden Stellen das Vertrauen haben, daß sie von Guten das Beste wählen werden, zum Wohle der deutschen Armee.

Heimkehr. Auf verschneitem Weg, mitten durch die in Weiß gebettete Ebene zieht von irgendeinem Vorwerk der gebückte Greis mit seiner kleinen Herde dem heimatischen Dorfe zu. Es dämmert schon; der ferne Horizont ist dunkel, aber auf der Ebene, auf den kleinen Hügeln, die sie gegen den Hintergrund abschließen, liegt noch das Schneelicht. Auf diesem Gegenfaher beruht nicht zuletzt die feine malerische Wirkung des schönen Gemäldes von Max Giese.



Verblüffende Erklärung.
 Hausfrau: „Anna, statt zu kochen, sitzen Sie müßig da, die Hände im Schoße?“
 Köchin: „Madame, ich will ein Gedicht auf meinen Schatz machen, und da warte ich gerade auf den Fuß der Muse!“

Gemeinnütziges

Sauce von getrockneten Champignons. Man legt die gedörrten Pilze zuerst eine Stunde lang in reichliches Wasser. Dann kocht man sie in demselben Wasser ab, schneidet sie in Stücke, schwitz sie in Butter und Mehl, tut ein Glas Wein, 2 Löffel voll Bouillon, 2 Löffel voll Champignons-Wasser hinzu und kocht die Sauce dicklich, um sie zu Kalbfleisch, gekochten Hühnern oder Tauben oder zu Rinderbrust zu reichen.

Hammeltalg hat sich zur Heilung von oberflächlichen, durch Druck oder Kälte entstandenen Verletzungen der Haut gut bewährt. Selbst erstorene Gliedmaßen werden durch andauernde Einreibungen mit Hammeltalg geheilt. Bei wunden Füßen ist es ja ein längst erprobtes Mittel.

Die Fruchtknospen der Johannisbeersträucher werden während der Wintermonate gar zu gern von den Sperligen ausgefressen. — Ubergespante weiße oder blaue Fäden halten die Schädlinge von den Sträuchern ab.

Zur Düngung des Spargels im Herbst eignet sich vorzüglich Abortsdünger. Wo dieser nicht in geeigneter Weise beschafft werden kann, wende man das stickstoffreiche Blutmehl an, welches sehr günstig auf den Ertrag des nächsten Jahres wirkt.

Um Aluminium zu polieren, werden die schmierigen Anteile zuerst mit Bimsstein entfernt. Zur Politur verwendet man eine Paste aus Schmirgel und Talg, welche mit einer Polierbürste aufgerieben wird. Zuletzt kommt Polierrot mit Terpentinöl zur Verwendung.

Hammer Schlag aus der Schmelde oder auch Eisenfeispäne, mit Kalkmörtel vermengt, eignet sich sehr gut zum Verstreichen

Auflösung.

N	A	I	E
A	R	E	S
H	E	E	R
E	S	R	A

von Ratten- und Mäuselöchern. Der Mörtel ist nach dem Trocknen blauschwarz und hart wie Zement.

Wurzelausläufer an Obstbäumen lassen sich fast gar nicht oder nur schwer beseitigen. Am gründlichsten beseitigt man diese durch Freilegen der Wurzeln und dichtes Abschneiden am Entstehungsorte. Doch können trotzdem immer wieder neue Ausläufer entstehen. Die Ursachen sind oft Verwundungen am unteren Teile des Stammes, sowie das Zurückgehen der Krone.

Rätsel.

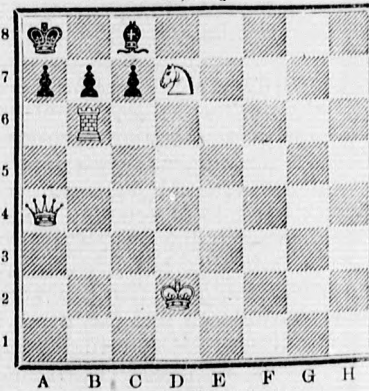
Um den Mekeleien zu entziehen, muß der Kaufmann in die Fremde ziehen, Aus der reichen Stadt im Neuland hat er sich gen Westen hingewandt. Seiner Heimat schlag das Haupt herunter, Gib statt dessen einen Fuß ihr munter, Und es ist in schönen deutschen Landen, Seine zweite Heimat nun entstanden.
 Melita Berg.

Palindrom.

Zwei Silben geben dir den alten Wüstenort, In dem ein Wunder Moses tat durch ein ge- hieud W ont.
 Mit umgekehrter Silbenfolge aber nennt Das Wort dir eine Stadt im alten Testament.
 Julius Falk.

Problem Nr. 75.

Von L. Kubbel in Petersburg.
 Schwarz.



Weiß.
 Matt in 2 Zügen.

Schachlösungen:

- Nr. 73.
 1) D g 5-g 3 L e 5: g 3
 2) S b 4-d 3 † L c 2: a 3
 3) b 2-b 4 †

- Nr. 74.
 1) T f 3-f 4 o 5 x f 4
 2) D e 6 † usw.

- 1) T x d 4 † usw.
 2) D x c 6 † usw.
 1) D x e 4 † usw.

- 1) D e 4 † usw. (c 4 †)
 2) D e 4 † usw. (c 4 †)
 1) D e 4 † usw. (c 4 †)
 2) D e 4 † usw. (c 4 †)

Nr. 65 wurde vom Schachklub Vorch richtig gelöst.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriffs: Wunsch, Wunsch. — Des Scherzrätsels: U-ich-t.
 Des Bilderrätsels: Wer fremde Wunden verbindet, vergrößert die eigenen.
 Der Charade: Haus, Segen, Hausseggen.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Allerlei

Die Ausnahme. „Ich hätte Ihnen schon längst einen Antrag gemacht . . . aber ich fürchtete, Sie, als Moderne, würden mir einen Korb geben.“ — „D. . . so modern bin ich nicht!“

Philosophie der Küche. Köchin: „Das Leben ist wirklich voll Abwechslung, . . . den Monat habe ich schon den sechsten Posten! Einmal wird mir gekündigt, einmal kündige ich, und so geht das fort!“

Verzöhnt. „Wie kamen Sie denn dazu, Ihrer Tischnachbarin einen Heiratsantrag zu machen?“ — „Ach Gott, ich glaube, sie wäre sonst vor Gram gestorben . . . ich hatte ihr nämlich eine ganze Schüssel Sauce über das neue, seidene Kleid geschüttet!“

Eigenartiges Konzert. Der russische Feldmarschall Graf von Münnich gab einst seiner Monarchin, Katharina II., ein Konzert, das in seiner Art gewiß einzig war. Man hörte dabei keine andere Musik als sonst, aber die Vogen aller Geigeninstrumente waren mit Haaren türkischer Rosschweife bezogen, die der Feldmarschall von den Feinden Rußlands erobert hatte. T.

Arbeiter in Kohlenwerken. In den Kohlenwerken der Erde sind 1 1/2 Millionen Arbeiter beschäftigt, davon 535 000 in England, 300 000 in den Vereinigten Staaten, 285 000 in Deutschland, 100 000 in Belgien und nahezu 40 000 in Rußland. I.

Gleiches Gewicht. Ein Bäcker erhielt seine Butter stets von einem und demselben Bauer; es schien ihm aber, daß bei jeder Lieferung an den drei Pfunden, welche der Butterklumpen wiegen sollte, etwas fehle. Er wog die Butter jedesmal, und richtig, es fehlte stets mehr oder weniger. Und so war das jahrelang gegangen, ehe der Bäcker dahinter kam! Der Schaden war haarsträubend! Der Bäcker war wütend und verklagte den Bauer auf Ersatz. Der Richter fragt den Bauer: „Haben Sie eine Waage zu Hause?“ — „Natürlich!“ antwortete der Bauer. — „Dann haben Sie doch auch wohl Gewichte?“ — „Nein, Herr Richter!“ — „Womit haben Sie denn die lange Zeit her die Butter wiegen können?“ — „Solange der Bäcker die Butter von mir kauft,“ erklärte der Bauer, „kaufe ich auch das Brot von ihm. Ich lege daher jedesmal, wenn ich Butter wiege, einen dreipfündigen Laib Brot auf die Waage, und es stimmt jedesmal auffallend!“ — Der Bauer wurde unbestraft entlassen, und der Bäcker beeilte sich, aus dem Gerichtszimmer zu kommen. C. T.



Nr. 5
 G
 möchte, un
 reiferen Jo
 vorgerufen
 und Besch
 neigung als
 soll der U
 Eine P
 „So sel
 Herr Baro
 Augenblick
 zu fassen,
 faßter.
 Ihres An
 entschuldig
 Bedenkzeit
 Der F
 „Ganz
 weit entfe
 zu einer L
 zu wollen
 der Freun
 schon die
 frei ist, da
 haupt in C
 bin mit G
 meine Go
 Erbin sein
 heiten ru
 Polen; mi
 drei oder
 rück, und
 werde ich
 Er rei
 schied un
 wehmütig
 eines leise
 ren verm
 Als e
 melden;
 vermocht
 gung last
 und frisch
 wieder v
 von einer
 dächtnis
 bung. B
 die Sech